

Die Hausgehilfin Josefa Leodolter (1903—1976)

Lebensbild einer Frau aus armen Verhältnissen

Von Gertraud Wagenhofer

Die Beschäftigung mit dem Lebensalltag arbeitender Menschen aus dem Bereich der Arbeiterschaft oder des Bauerntums findet in zunehmendem Maße ihren Niederschlag in universitären Veranstaltungen zu dieser Thematik sowie in zahlreichen Publikationen. Neben literarischen Werken österreichischer Autoren (unter vielen anderen Franz Innerhofer und Hans Trummer) versucht auch die Sozialgeschichte sich in verstärktem Maße mit Lebensgeschichte(n) auseinanderzusetzen. In der von Michael Mitterauer herausgegebenen Reihe „Damit es nicht verlorengeht . . .“ sind bisher seit 1983 mehrere Bände erschienen. Auch in den Blättern für Heimatkunde sind vergleichbare, im Umfang allerdings kleinere Arbeiten veröffentlicht worden. So schilderte Paul W. Roth im 48. Jahrgang (1974) den Lebenslauf seines Großvaters, des Glasarbeiters Richard Druschnitz. Vor zwei Jahren (Jg. 59/1985) erschien eine Arbeit Leopold Kretzenbachers unter dem Titel „Ein weststeirisches Bergbauernschicksal um 1900“.

An diese noch nicht lange gepflegte Tradition der Lebensbeschreibung des kleinen Mannes — in diesem Fall einer Frau aus armen Verhältnissen, die mir persönlich sehr nahe stand — möchte mein Beitrag anschließen.

Josefa Leodolter wurde am 7. März 1903 als Tochter des Viehhüters Matthias Leodolter am Köckensattel, einem Paßübergang bei Mariazell, geboren. Ihre Mutter Cäcilia, seit 1902 mit Matthias verheiratet, war Witwe gewesen und brachte drei Kinder mit in die Ehe. Ein Jahr nach der Hochzeit wurde Josefa geboren, 1905 folgte Josef und 1908 Emmerich.

Die Mutter war, wenngleich auf fast männliche Art, dennoch eine schöne Frau. Sie war in der Lage, die gleiche Arbeit wie ihr Mann zu leisten — so konnte sie zum Beispiel ohne fremde Hilfe einen Baum fällen.

Bis zur Geburt des letzten Kindes arbeitete sie sowohl im Haushalt als auch im Wald mit und versorgte die kleine Wirtschaft, die der Familie gehörte. Josefa erinnert sich kaum an Zuwendung von seiten ihrer Mutter. Diese dürfte eine sehr schweigsame Frau gewesen sein, die sich wenig mit ihren Kindern beschäftigte. Dieses Verhalten hatte seine Ursachen neben den harten Arbeitsbedingungen, die die ganze Kraft der Frau forderten, sicherlich in schon früh auftretenden Depressionen, an denen die Mutter in immer zunehmendem Maße zu leiden begann.

Mit der Geburt des letzten Kindes, Emmerich, kam die psychische Störung voll zum Ausbruch. Hatte Cäcilia bisher ihre Arbeit gut verrichtet und ihre Krankheit hinter Schweigsamkeit verborgen, so verweigerte sie nun jede Nahrungsaufnahme aus Angst vor Vergiftungen und versteckte sich mit dem Neugeborenen auf dem Dachboden der Hütte, wo sie sich nur von rohem Selchfleisch aus dem Rauchfang am Leben erhielt. Der Gatte unternahm gegen diese Krankheit erst etwas, als die Situation unhaltbar wurde. Die Mutter hielt nämlich den Säugling so fest umklammert, daß er zu verkrüppeln drohte. Daraufhin wurde sie in das Krankenhaus Mariazell eingeliefert; dort

blieb sie aber nur wenige Tage. In der Nacht verließ sie in Spitalskleidung und ohne Schuhe das Krankenhaus, um auf den Köckensattel zu ihrem Kind zu gehen. Dort blieb sie auch kurze Zeit und kümmerte sich um den Säugling, bis nach scheinbarer Besserung ihrer psychischen Konstitution wieder schwere Depressionen und Verfolgungswahn einsetzten. Sie wurde in die Landes-Irrenanstalt „Am Feldhof“, wie das Landessonderkrankenhaus um 1908 hieß, eingeliefert, wo sie bis zu ihrem Lebensende 1916 verblieb.

Der Vater stellte nach der Einweisung der Mutter immer wieder verschiedene Haushälterinnen an, die sich zwar um den Haushalt und die Wirtschaft, nicht aber um die Kinder kümmerten. Josefa schildert diese Jahre als eine furchtbare Zeit. Das heranwachsende Mädchen litt unter der Ablehnung durch die Wirtschaftserinnen so sehr, daß sie zusammen mit ihren Geschwistern öfter ausriß, um den Vater zu suchen. Solche Fluchtversuche endeten meist damit, daß die Kinder, nach einem Irrweg im Wald heimgekehrt, von der Haushälterin streng bestraft wurden.

Die Erinnerung an den Vater war bei Josefa stark ausgeprägt. Er war ein sehr gütiger Mann, der seine Weichheit und Unentschlossenheit den Kindern gegenüber hinter einer Maske von Autorität — meist erfolglos — zu verbergen suchte. Seine Arbeit bestand darin, im Sommer auf fünfzig Stück Vieh, das Bauern aus Niederösterreich — Gresten und Randeck — auf den Almen des Pötschberges (1506 m) weiden ließen, aufzupassen. Von seiner Wohnstätte aus, einer sogenannten Luftkeusche (das ist ein Haus, das auf dem Grund eines anderen Besitzers erbaut ist), mußte er jeden Tag einen Weg von zweieinhalb Stunden auf sich nehmen, um seine Arbeit verrichten zu können. Diese setzte sich aus der Versorgung der Tiere mit Salz, der Suche nach verlorenem Vieh und der Pflege von kranken Rindern zusammen. Von Mai bis September war der Vater auf diese Art beschäftigt, er konnte die Arbeit jedoch aufgrund der schweren Anstrengungen, denen er körperlich kaum gewachsen war, nur unter großen gesundheitlichen Schädigungen bewältigen.

Als Lohn bekam er einen geringen Geldbetrag und am Ende jeder Weideperiode zahlreiche Naturalien. Dieses Einkommen reichte jedoch nicht aus, die Familie mit dem Nötigsten zu versorgen. Der Vater mußte daher von Zeit zu Zeit Forellen aus einem Bergsee fischen oder ein Stück Wild illegal erlegen; die Kinder molken ab und zu fremde Kühe oder suchten auf abgeernteten Äckern nach vergessenen Kartoffeln. Für die Kinder waren jene Tage, an denen der Vater ein Stück Fleisch nach Hause brachte, Feiertage, die durch die Anwesenheit des Vaters zu Hause noch verschönt wurden.

Im Winter mußte Matthias Leodolter auf lebensgefährliche Weise Baumstämme auf einem Schlitten ins Tal bringen. Auf dem Heimweg machte er immer öfter in Gasthäusern Rast und begann seinen Heimweg durch den meterhohen Schnee meist erst nach Einbruch der Dunkelheit. Infolge des Alkoholkonsums und der Erschöpfung war er außerstande, den Weg allein zu bewältigen. Unzählige Male mußte das Kind Josefa daher in der Nacht, wenn der Vater noch nicht zu Hause war, ins Tal gehen und den Vater abholen, damit er auf dem Heimweg nicht erfriere.

1909 kam Josefa in die Schule. Der Schulweg dauerte im Sommer eineinhalb Stunden, im Winter wegen des schlechten Zugangs zur Hütte bis zu vier Stunden. Die Kinder mußten daher um vier Uhr aufstehen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen. Jedes der Kinder besaß nur ein einziges Gewand und

ein Paar Schuhe, die nur im Winter getragen werden durften und nie richtig trocken wurden. Von diesen Schulwegen erzählte Josefa oft, besonders wenn sie von den Auswirkungen, Erfrierungen an den Füßen, gequält wurde.

In der Schule schlief sie erschöpft vom weiten Weg und infolge schlechter Ernährung immer wieder ein und wurde von manchen Lehrern durch Prügelstrafen dazu angehalten, dem Unterricht aufmerksam zu folgen.

Ein Erlebnis am ersten Schultag kennzeichnet die Abgeschiedenheit der Kindheit Josefas auf dem Berg. Sie sah zum ersten Mal in ihrem Leben einen Priester im Ornat und berichtete ihrem Vater völlig aufgelöst und entsetzt von einem „Mann im Kittel“.

Die Abschluszeugnisse geben Auskunft über den guten Schulerfolg, denn Josefa besuchte acht Jahre lang fast jeden Tag mit großem Interesse und Wissensdurst die Schule, obwohl sie im Haushalt und in der Wirtschaft genügend Arbeit zu leisten hatte.

1914 wurde der Vater eingezogen. Damit begann für die Kinder eine Zeit der völligen Ohnmacht gegenüber fremden Personen. Die Hütte auf dem Köckensattel hatte aufgrund ihrer guten Lage mit den Anfängen des Schisportes für Soldaten und Offiziere eine gewisse Bedeutung als Ausflugsziel erlangt. Die Kinder konnten jedoch von der neuen Einnahmequelle keinen Nutzen ziehen, denn die Haushälterin, jeder Kontrolle entzogen seitdem der Vater eingedrückt war, verkaufte das den Kindern zugeordnete Essen an die Soldaten und ließ die Kinder hungern. Sie zwang Josefa, sich um das Kind, welches sie in die Hütte mitgebracht hatte, zu kümmern, während sie sich mit den Soldaten vergnügte. Als einziges schönes Erlebnis dieser Zeit ist Josefa eine Kleiderspende der katholischen Frauenbewegung in Erinnerung. Sie erzählte immer wieder stolz von der schönen Spitzenbluse, dem Lodenrock und den festen Schuhen, die ihr zugeordnet waren. Noch mehr aber als diese Gaben freute die Kinder ein zusätzliches Geschenk: ein Laib Brot, den sie hinter einem Felsen vergruben und von dem sie sich eine Woche lang ernährten.

Am 22. Februar 1917 änderte sich für die Dreizehnjährige das Leben grundlegend. Sie wurde vor den Gemeinderat geladen, wo ihr der Tod des geliebten Vaters im Krieg mitgeteilt wurde. Die Fürsorge zog daraufhin die Waisen aus dem Alpengasthaus ab und brachte die kleinen Brüder als Hüterbuben bei Bauern unter. Josefa wurde von ihren Geschwistern getrennt und 1918 einem Bauern aus Niederösterreich als Magd zugewiesen.

Die Arbeit auf dem Bauernhof überforderte das Mädchen; dazu kam, daß ihr Dienstherr ein jähzorniger und strenger Mann war. Er verlangte, daß seine Dienstboten sehr viel arbeiteten, war aber nicht bereit, sie mit genügend Essen und angemessenem Lohn zu versehen. Der Bauer versorgte sich mit fast allem, was er zum Leben brauchte, selbst; nur Zucker und Salz wurden ein- bis zweimal im Jahr von einem Händler geliefert (Zucker wurde zum Beispiel von einem großen Zuckerstock abgerieben).

Josefa bewohnte ein eigenes kleines Zimmer, welches ab und zu vom Bauern kontrolliert wurde. Einmal tauschte ihr dieser altes Fallobst, das sie gegen den Hunger in der Nacht gesammelt hatte, gegen alte vertrocknete Rübenschnitzel aus. Ihr Gehalt betrug im Monat ca. 20 Schilling (um 1925) und freie Verpflegung. Dafür mußte sie um drei Uhr aufstehen und nach verrichteten häuslichen Vorbereitungen die Tiere versorgen, dann hatte sie im Haushalt oder am Feld mitzuarbeiten, die Abende waren mit Flachsspinnen ausgefüllt.

Vor den Burschen der Umgebung, meist Knechte oder Bauernsöhne, die sie häufig belästigten, hatte sie große Angst, seit eine mit ihr befreundete Magd mit vierzehn Jahren ein uneheliches Kind geboren hatte. Sie konnte jedoch mit einer Resolutheit, die sie immer an den Tag legte, wenn sie etwas durchsetzen wollte, alle Annäherungsversuche abwehren.

Da sie von dem Bauern, bei dem sie arbeitete, oft geschlagen wurde, kam es schließlich zu einer Anklage und Gerichtsverhandlung, bei welcher der Bauer zur Rechenschaft gezogen wurde. Trotz vieler Entschuldigungen und dem Versprechen besserer Arbeitsbedingungen seitens des Arbeitgebers verließ Josefa den Hof.

Der erste Vormund des Mädchens hatte gegen sein Mündel um den Besitz ihres Heimathauses einen Prozeß geführt und legte im Zuge der Gerichtsverhandlung die Vormundschaft nieder. Ein mit Josefa verwandter Rechtsanwalt übernahm diese für kurze Zeit, es gelang ihm, den drei Waisen neben dem Haus auch den Grund zu sichern, wobei eine Bedingung an den Besitz geknüpft war: Eines der Kinder mußte das Haus bewohnen und die Wirtschaft führen. Josefa, als ältestes Kind, hätte den ersten Anspruch gehabt, lehnte es jedoch ab, in bäuerliches Milieu zurückzukehren. Ihr Bruder übernahm den Hof, Josefa wollte sich als Dienstmädchen verdingen, da sie sich in der Stadt größere Chancen erwartete. Um 1926 wurde sie daher im Hause ihres neuen Vormundes in Mariazell als Hausgehilfin angestellt.

Die Arbeit im Hause war sehr umfangreich, Josefa hatte den Haushalt zu besorgen, den Garten in Ordnung zu halten und die kleine Wirtschaft — Hühner, Ziegen, Schweine wurden gehalten — zu führen. Sie war auch für die Wäsche der Familie und der Angestellten des Vormundes zuständig. Ab und zu mußte sie auch die Wäsche der Kunden waschen, denn ihr Vormund war Schneidermeister, und das Reinigen der Wäsche von Kunden gehörte zum Service einer Maßschneiderei. Die Betreuung der zwei kleinen Kinder der Familie oblag ihr gemeinsam mit der berufstätigen Mutter.

Ihr Gehalt war nicht sehr hoch, sie besaß aber ein eigenes Zimmer und erhielt auch die Verpflegung. Obwohl sie viel zu arbeiten hatte, bezeichnete sie diese Zeit als eine schöne Zeit, da sie in die Familie integriert und in einer wirtschaftlich unsicheren Epoche nicht völlig auf sich allein gestellt war.

Das Haus, in dem sie arbeitete, lag etwas außerhalb des Zentrums der Stadt, der Weg vom zentral gelegenen Geschäft nach Hause ängstigte die junge Frau. Sie wurde von vielen Arbeitslosen ständig um Brot oder die Vermittlung eines Arbeitsplatzes angesprochen und hatte Aggressionen zu fürchten, da sie der ersten Bitte nur selten, der zweiten überhaupt nicht nachkommen konnte.

Mit dem Ausliefern von Gewand verdiente sie zusätzlich Geld, da ihr die Kunden, zu denen Fürst Hohenlohe und Krupp zählten, soviel Trinkgeld zukommen ließen, daß es ihr nach einigen Jahren möglich war, einen Baugrund (ca. 500 m²) zu erstehen, der nach dem Konkurs des Mariazeller Festspielhauses — die Mariazeller Festspiele erwiesen sich für die Veranstalter als Fehlspekulation und wurden nach wenigen Jahren eingestellt — billig abgegeben wurde. Um 1927 wurde Josefa Mitglied des „Katholischen Jungfrauenvereins“, eine Mitgliedschaft, auf die sie besonders stolz war.

Ihr Lebensalltag sah in dieser Zeit folgendermaßen aus: Sie mußte kochen, Brot backen, Kraut einlegen, Fleisch einpökeln, selchen und verwursten und hatte noch weitere Tätigkeiten zur Selbstversorgung des Handwerker-Haus-

haltes inne. Die einzige Festlichkeit außer den großen Kirchenfesten war während des Jahres das Schweineschlachten, das mit Tanz und gutem Essen gefeiert wurde. Hier tauchten noch alte bäuerliche Bräuche auf, die von den Handwerkern übernommen worden waren: So durfte der Bursche dem Mädchen seiner Wahl öffentlich seine Sympathie zeigen, indem er ihr mit dem „Sauschwanz“ nachlief.

In diesen Bräuchen und in der angestrebten Selbstversorgung des kleinen Handwerkers spiegelt sich die Nähe der bäuerlichen Strukturen wider, die trotz verbaler Ablehnung immer wieder übernommen wurden.

Josefa stand zweimal vor der Entscheidung, sich zu verheiraten, einmal war der Anwärter ein Schneidergeselle, ein anderes Mal ein Postbote aus St. Pölten. Sie entschloß sich jedoch aus verschiedenen Gründen, ledig zu bleiben. Unter anderem, weil sie überzeugt war, auf sich allein gestellt besser und erfolgreicher durchs Leben zu kommen. Die gewonnene Selbständigkeit ging ihr nach den Jahren der völligen Abhängigkeit in der Kindheit über alles, die Vorstellung, wieder für eine Familie verantwortlich zu sein, wie sie es seit ihrer frühen Jugend für ihre kleinen Brüder gewesen war, war ihr zuwider.

1936 verließ sie ihre Arbeitsstelle, da das Haus ihres ehemaligen Vormundes verkauft wurde und die Kinder schon größer waren. Sie hatte immer den Wunsch, ihre Fähigkeiten besser zu nützen und eine höhere soziale Stellung zu erreichen. Diesen Plänen kam das Angebot eines reichen, kinderlosen Ehepaares entgegen. Sie nahm eine Stelle als „Herrschaftsköchin“ an, die ihr insofern gewisse wirtschaftliche Sicherheit bot, als ihr Arbeitgeber ein pensionierter Beamter mit einem geregelten Einkommen war.

Wenngleich sie anfangs Schwierigkeiten hatte, sich von der einfachen Küche des Handwerkers auf die Eßgewohnheiten eines höheren Beamten, der oft feine Gäste hatte, umzustellen, lernte sie schnell. Ihre Dienstgeberin lehrte sie, auf die gewünschte Art zu kochen, und Josefa fand sich schnell in die neuen Verhältnisse. Schon nach kurzer Zeit erwies sie sich als sehr tüchtig und wurde der Familie fast unentbehrlich. Es gab öfter Differenzen zwischen Josefa und ihrer Arbeitgeberin, die geizig darüber wachte, wieviel Wasser zum Abwaschen verwendet wurde und wie viele Scheite Holz im Ofen waren. Dennoch konnte Josefa aufgrund ihrer Tüchtigkeit ihre Vorstellungen durchsetzen, insbesondere, indem sie drohte, das Ehepaar zu verlassen und ein anderes Dienstverhältnis einzugehen. Als es im Zuge eines Streites dazu kam, daß Josefa, nachdem sie von ihrer Dienstgeberin geohrfeigt worden war, das Haus verließ und zu ihrem ehemaligen Vormund zog, entschuldigte sich die Hausherrin persönlich bei Josefa und bat sie, doch wieder „nach Hause“ zu kommen.

1942 wurde Josefa kriegsverpflichtet. Sie hatte sich um das kleine Kind eines Witwers zu kümmern, der an die Front beordert worden war, und den Haushalt zu führen. Für diese Arbeit wurde sie von ihrem Dienstgeber freigestellt.

Die Besatzungszeit verlebte Josefa zu Beginn in ständiger Angst vor Russen, die in der Nähe des Hauses, in dem sie alleine mit dem Kind wohnte, in einem Lager für ungefähr 1000 Mann auf einer großen Wiese einquartiert waren. Zwei russische Soldaten kamen ins Haus und fragten sie über die Verhältnisse aus. In der folgenden Nacht kam einer der Männer völlig betrunken ins Haus und verschaffte sich Zutritt zur Küche, wo er versuchte, die Frau

zu vergewaltigen. Josefa wehrte sich jedoch erfolgreich und konnte aus dem Raum entkommen. Während die Angelegenheit für sie mit dem Schrecken und einigen Prellungen glimpflich vorübergegangen war, hatte sie für den Soldaten schreckliche Konsequenzen. Er wurde nach einer Beschwerde bei der Kommandantur vor den Augen Josefas, die für den Mann um Gnade bat, erschossen. Nach diesem furchtbaren Erlebnis verließ sie, da der Witwer heimgekehrt war, das Haus und kehrte an ihre frühere Dienststelle bei dem älteren Ehepaar zurück. Bis zum Tod der beiden (1959/60) blieb sie dort als Herrschaftsköchin angestellt.



Josefa Leodolter bei der Heuarbeit, 1942

Ihren Baugrund tauschte sie gegen eine Wohnung auf Lebenszeit und schuf sich dadurch ein eigenes Heim — zum ersten Mal in ihrem Leben. Von ihren verstorbenen Dienstgebern erbte sie 20.000 Schilling und ein Reiseandenkengeschäft, durch dessen Verpachtung sie die geringe Rente, die sie seit einiger Zeit bezog, aufbesserte.

Einige Jahre verbrachte sie ohne Arbeit im Ruhestand, was sie jedoch auf Dauer nicht befriedigte.

Aus dem Gefühl heraus, gebraucht zu werden, half sie seit 1966 der Tochter ihres ehemaligen Vormundes im Haushalt und kümmerte sich um die ganze Familie, das kleine Kind und die Angestellten.

Schon nach kurzer Zeit wurde sie als „Ersatzgroßmutter“ in die Familie integriert. Sie schloß sich einigen Vereinen an und bereicherte durch zahlreiche kirchliche Aktivitäten ihr Alter. Am 13. März 1976, wenige Tage nach ihrem 73. Geburtstag, starb sie ganz plötzlich an den Folgen eines Herzleidens.

Der Lebenslauf Josefa Leodolters ist, wie der Weg jedes Menschen, zuerst Einzelschicksal. Gleichzeitig ist er aber doch auch symptomatisch für viele Menschen ihrer Generation. Soziale Verhältnisse und Wandlungen spiegeln sich ebenso darin, wie der starke Wille einer Frau, aus der Armut und Fremdbestimmung ihrer Jugend auszubrechen.